

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(1. Fortsetzung.)

„In Dortmund waren sie viel netter!“ fuhr das Kind unbedeutend fort. „Da hat keine einzige zu mir gesagt, daß ich wunderbar aussehe!“ und anders wie ihr beide!

„O ja, Kindchen, das ist oft genug geschehen — du hast es nur nicht gehört!“

Hanna bekam große Augen.

„In Dortmund auch? Wirklich?“

„Ganz gewiß!“ nickte Herr Piotrowsky. „Sogar die Süßigkeitslante, bei der du dir immer deine Schokolade holtest, hat mich neulich gefragt —“

Mitten im Satz stockte der Redende ganz auffällig. Er hatte einen Blick seiner Gattin aufgefunden, der ihm sehr deutlich sagte, er möge nicht weiter sprechen.

„Was denn? Was hat sie denn gefragt?“ forschte Hanna eifrig und wippte den Vater aufgeregt am Arm.

Er war kein Diplomat, der gute Piotrowsky. Die aufmerksamen Kinderaugen sahen sofort, wie verlegen er war.

„Ach, dummes Zeug, was wird sie denn groß gefragt haben? Und was liegt schließlich daran? Die süße Madame gehört in das Kapitel unserer Vergangenheit, und wir zwei beide sind moderne Produkte, die sich bloß an die Gegenwart halten, was, mein Kindchen? Komm, laß dich von mir ins Bett legen! Ah, das kann dem Fräulein wohl gefallen, sich so mollig einzwickeln, und Papa und Mama stehen dabei und sehen zu!“

Hanna aber wickelte sich noch nicht ein, sie richtete sich noch einmal in ihren weichen Kissen auf.

„Warum siehst du den Papa so — so — sonderbar an, Mama?“ Ja, wohl, du tust es, ich hab' es gesehen!“

„Ja, du Schaf, soll denn deine arme Mutter nicht einmal die Erlaubnis haben, ihren eigenen Ehemann anzusehen, den sie ohnehin beinahe den ganzen Tag entbehren muß? Du bist ja der reine Spion, der reine Polizeispitzel!“

„Aber — aber — ich will doch wissen, was die Frau von mir gesagt hat und warum ich nicht nach der Mama und nicht nach dir —“

„Ich kann es dir nicht verdrücken, liebes Kind, daß du gern so aussehen möchtest wie ich! So — in schöner Kerl wie ich bin, und dann in's Weibliche überseht — ja, das könnt' uns schmecken! Leg' aber diesen Wunsch getrost zu den sonstigen vernünftigen Hoffnungen deines Lebens, Tochter — es hilft dir alles nichts!“

„Aber — aber — ich will doch wissen, was die Frau von mir gesagt hat und warum ich nicht nach der Mama und nicht nach dir —“

„Sag' jetzt dein Gebet, Hanna! Sofort! Ich wünsche es!“

Das Kind konnte diesen festen, sanften Ton der Mutter — jetzt hörte Fragen und Widersprechen auf. Mit einem leisen Seufzer legte Hanna sich nieder und faltete die Hände —

„Vater unser, der du bist im Himmel —“

Das Kind betete langsam und ausdruckslos, es verstand offenbar den Sinn der Worte ganz genau.

„In Engigkeit — Amen — noch einen Kuß, Mutterchen, und bleib' doch noch ein kleines Weibchen bei mir!“

Es dauerte wirklich nur ein Weibchen und Hanna schlief.

Das Ehepaar sah noch eine Weile im gemütlichen Wohnzimmer beieinander. Herr Piotrowsky tauchte eine Zigarette, seine Gattin stützte an einer Schürze für Hanna.

„So schweigst du, Frau Dora? Leg' mal den Zeugen weiblicher Hausindustrie beiseite und sieh deinen getreuen Ehegatten an!“

Schweigend sah Frau Piotrowsky, wie ihr Geheiß war. In ihren sanften, lichten Augen standen Thränen.

„Aber, Kind — aber, Dora — ist denn das nun Vernunft? Hat denn das 'nen Sinn, hier zu sitzen und zu weinen? Du weißt doch: es gibt einige Dinge auf dieser schönen Welt, die kann ich schließlich nicht vertragen — eins davon sind deine Thränen!“

Hastig legte der Redende die Zigarette fort, nahm seine kleine Frau in den Arm und küßte ihr die Tropfen von den Wimpern.

„So! Nun bist' ich mit 'n freundliches Gesicht aus, nicht so 'n mühseliges Lächeln, das gleich wieder an seiner eigenen Erbarmlichkeit zugrunde geht! Das A und O von der Geschichte ist natürlich wieder Hanna, nicht wahr?“

Frau Dora nickte.

„Aber dazu ist doch in des Teufels... in des Rudards Namen gar kein plausibler Grund da — was? Bist' solch liebes, famoses Weibchen... aber Logik! Nicht rühr' an! Nicht fuhr 'n gebogenen Kessel! Hast du dir nicht immer glühend gewünscht: wenn wir nur erst aus Dortmund heraus wären! Wenn wir nur recht weit fort könnten und in einer anderen Stadt lebten! Nun sind wir aus Dortmund heraus, nun sind wir weit weg und le-

ben in 'ner anderen Stadt, noch dazu in 'ner hübsch großen — nun ist es wieder nicht recht! Ja — da soll doch gleich —“

Die kleine Frau schmeigte sich an ihren Mann und küßte ihn auf den Mund, mitten in das schwarze Bartgebüsch hinein.

„Nun, Arnold, ruhig! Ja, ja, ich gebe es zu, mir ist mein Wille geschehen, aber je größer das Kind wird, desto mehr bin ich in Angst, es könnte etwas erfahren. Und wir sind doch beide einig darüber geworden, du und ich, daß sie das nicht soll und nicht darf!“

„Nichtig! Soll nicht! Darf nicht! Dabei bleibt es! Aber wer in aller Welt soll den Schnabel aufstun und —“

„Mir ist nicht nach Scherzen zu Muthe, Arnold!“

„Herrgott, mir auch nicht, Dora! Die Geschichte an sich ist verteuelt, ernst, ist hoch tragisch, und wenn solch junges, weiches Geschöpf so etwas unvorhergesehen erfährt... ich möcht' für die Folgen nicht einstehen! Drum eben soll sie's nicht wissen!“

„Schon in Dortmund hab' ich keine Ruhe gehabt —“

„Ganz unmotiviert, lieber Schatz! In dem guten, alten, traulichen Nest hat keine lebende Seele 'ne Ahnung von der Sache gehabt... ist ja auch gar nicht in Dortmund passiert, sondern da ganz oben in Norddeutschland, wo die Geographie beinahe zu Ende ist! Und nun dollends hier...“

„In München ist solch' riesiger Fremdenverkehr — ein ganz internationales Leben — alle sagen es, die hier wohnen, und ich hab' es selbst schon gesehen in den paar Wochen, die wir hier sind! Wie leicht kann da jemand auftauchen, der um die Geschichte weiß!“

„Na — und wenn er sie weiß, wird er's unserer Hanna nicht an der Nase anfehlen können, daß just sie dasjenige Kind ist, um das es sich damals gehandelt hat! Ueber die Geschichte ist lange Gras gewachsen — verlaß du dich getrost auf mich! Wir leben in 'ner ereignisreichen Zeit — schlag' du heute die Zeitungen auf — jede Seite bringt ihre Sensationsnachrichten aus aller Herren Ländern. Und gerade das rege Leben hier kommt uns zugute. München, das schluckt die ganze Welt, die Geschichte über, wie der Elefant die Pille!“

„Ja, aber nun kommen hier diese fremden Leute und erzählen dem Kinde vor, es hätt' ein wunderliches Gesicht und keine Spur von Ähnlichkeit mit uns beiden —“

„Gut, sie ja auch nicht! Kann sie ja auch nicht haben! Wie soll der arme Wurm das anfangen, mit Leuten Ähnlichkeit zu haben, die gar nicht seine rechten —“

Frau Piotrowsky bedeckte ihrem Mann die weiche Hand über den Mund.

„Aber still doch, Arnold! Um Gottes willen! Wie leicht kann die Köchin oder Fräulein in der Nähe sein und hören!“

„Unfinn, Doretta!“ sagte Herr Piotrowsky. „Die Theres' hat in der Küche alle Hände voll zu thun mit Geschirrabspülen, und Fräulein sitzt in ihrem Bau und häßelt, da weilt' ich meinen Kopf drauf. Die ist auch viel zu indolent und zu stupid, um sich aufs Lauschen zu verlegen! Wenn die ihren Stübchen und Luftstücken sitzt, dann fragt sie nichts nach Himmel und Erde! Ja, also, was die fremden Menschen betrifft, den Mund können wir ihnen nicht zubinden, und es werden doch viele kommen und sich wundern, daß Herr und Frau Piotrowsky ihrer einzigen Tochter so gar nichts von der eigenen Schönheit mitgegeben haben!“

„Hanna macht sich eben ihre Gedanken darüber! Ich weiß das! Ich kenne sie zu genau! Sie ist in der Beziehung nicht wie andere Kinder, denen solche Aeußerungen zum einen Ohr hinein-, zum anderen hinausgehen! Sie ist so grüblerisch veranlagt, sag' ich dir, daß sie nach Tagen — nach Wochen sogar manchmal, irgend eine Bemerkung zitiert, die dieser oder jener ganz harmlos gemacht und die sich bei ihr festgesetzt hat und sie nicht losläßt, man mag sagen, was man will. Nun mußte ich auch noch kommen und ihr erzählen, daß sich die Leute in Dortmund ebenfalls gewundert haben —“

„Na, bist' schön, sei so gut! Glaubst du wirklich, das Kind liegt jetzt da in seinem Bett und brütet über den Anmerkungen der Schokoladenlante in Dortmund?“

„Das Kind schläft jetzt, das wissen wir alle beide! Was ich aber weiß, ist, daß sie mich morgen mit dem Frühstück anfangen wird zu fragen, was du gehört hast und wie es zusammenhängt, daß sie so ganz aus der Art geschlagen ist.“

„Dann sei du so gut und sag' ihr, daß es tausend Dinge auf der Welt

gibt, deren Zusammenhang uns grob, erwachsenen Menschen verborgen bleibt — um wie viel mehr so 'ner kleinen, naiven Seele! Es läßt sich nun mal im Leben nicht alles so glatt und bequem abhangeln wie an 'ner Spule — die Weisheit hat schon in ihrem achtjährigen Knospenplatz, sollt' ich meinen. Ist ja 'n intelligentes Ding, die Hanna! Na, genug davon! Werfen wir mal noch vor Schlafen gehen 'nen Blick in die „Münchener Neuesten Nachrichten“!“

Piotrowsky stand auf, streckte seine hünenhafte Gestalt, gähnte laut und hob seine Arme mit geballten Fäusten zur Zimmerdecke empor.

„Höllisch müde macht einem so 'n Tag in der Fabrik, man fühlt seine Knochen! Komm, Dori, sei ein gutes Kind, lies deinem braven, lieben Mann 'n Biffel was aus der Zeitung vor, ja?“

„Ich zünd' mir davor 'ne frische Zigarette an. So — das ist brav! Das ist die deutsche Hausfrau, wie sie im Buch steht! Ah! Wie wohl das thut!“

3.

Heiße Augustsonne. Auf dem hübschen Landgut Waldhammer bei Rosenheim bringt man das letzte Getreide herein.

Auf dem Landgut Waldhammer ist Hanna Piotrowsky seit mehr als zwei Monaten bereits in Pension, um frische Luft und frische Milch, um Tannenduft und Schwarzbrot zu genießen.

Sie ist nicht die kleine achtjährige Hanna mehr. Sie ist ein lang und schlank aufgeschossenes Mädchen von mehr als fünfzehn Jahren — eben so lang und schlank aufgeschossen, daß die Eltern befürchten wurden, daß der Hausarzt betrieure: „Einschweilen ist's genug mit dem Vornamen, erst heißt's mal gesund werden und sich rotze Baden. anschaffen, dann wollen wir weiter sehen!“

Hanna hat umsonst behauptet, sie sei gesund, sie übertrieb nichts beim Lernen, sie wolle weiter studieren, sonst werde sie aus allem herausgerissen und habe es später doppelt schwer. Der Hausarzt war ein Feind der modernen Frauenbestrebungen, Herr Piotrowsky war es eigentlich auch.

„Gymnasialstudium! Unfinn! Hat man in unserer Jugend davon gewußt? Haben unsere Frauen dergleichen getrieben? Und sind sie nicht trotz dessen brav und verständig und machen uns glücklich, führen unseren Haushalt musterhaft und lassen auch ein vernünftiges Wort mit sich reden, wenn's auch kein gelehrter Schnidschnad ist?“

„Ja, Frau Dora hatte das Mädchens schmales, bleiches Gesichtchen gestreift: „Sei gut, Hanna-Weibchen, sieh es ein, es ist zu deinem Besten! Bist' mir ganz weiß geworden und hast so buntes Schattchen um die Augen herum, das ist alles vom Studieren!“

Sei still, widersprich nicht, ich hab' doch eins, um halb zwei zu verschiedenen Malen Licht in deinem Zimmer gesehen! Komm du mit frisch und rosig, mit fräftigem Appetit zurüd, dann hab' ich nichts davor, wenn du deine Studien aufnimmst und glaub' du mir, dann fällt dir das Lernen noch viel leichter wie jetzt!“

Bisher war es mit der rofigen Frische und mit dem fräftigen Appetit noch nicht viel geworden. Hanna trant gewöhnlich fräftigemolene Ruhmilch, ging viel spazieren, nahm kein Buch zum Lernen vor und hielt sich tagsüber im Freien auf... es wollte ihr alles nicht so recht anschlagen.

— Die Frau vom Hause, durch und durch praktisch und in Haus- und Gartenwirtschaft geradezu Autorität, mahnte umsonst zum Essen und rief zu allerlei Sport: Rudern auf dem kleinen See, Tennisspiel und so weiter. Hanna lehnte alles mit ihrem lieblichen Lächeln dankend ab: das sei nichts für sie — sie werde so leicht müde.

Auch die beiden Kinder des Hauses waren nichts für sie, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollte. Wie sehr viele eminent praktische Leute, hatten Herr und Frau Pfeiffer, die Besitzer von Waldhammer, an ihren Sproßlingen die totalen Gegensätze ihrer eigenen Individualität groß gezogen. War es, daß sie sich nicht genügend um ihre Kinder gekümmert hatten, suchten sie geistlich etwas darin, ihnen nichts in den Weg zu legen, oder hatten sie vollauf genug an ihrer eigenen praktischen Lebensauffassung, daß sie dieselbe bei ihren Kindern abschließen außer acht ließen...

Sohn und Tochter Pfeiffer waren außerhalb des elterlichen Hauses, in Pensionen und Erziehungsinstituten, aufgewachsen und beehrten eben jetzt dieses Elternhaus während der Sommerferien mit ihrer Gegenwart — zwei ultramoderne, „neubürgerliche“ Exemplare, trotz ihrer grünen Jugend, oder vielmehr gerade wegen derselben, mit allem und jedem auf dem Laufenden, vor nichts zurückschreckend, sich über nichts wundernd, das ganze Leben mit herausforderndem und überlegenem Lächeln betrachtend, als eine im ganzen recht öde Einrichtung, die ihnen, den Kindern der Aufklärung, im Grunde nichts mehr bieten könne.

Bruder und Schwester — er einundzwanzig, sie achtzehn — fanden Hanna Piotrowsky unglaublich fad und langweilig; sie hatten ihrer Mutter schon die schönsten Vorwürfe gemacht, das Mädchen überhaupt in's

Haus genommen zu haben. Was fiel ihr denn ein, eine Pensionärin zu halten? Hatte man das etwa auf Waldhammer nötig? Und wenn schon, dann mußte es doch wenigstens was Amüsantes sein, irgend ein „Dyppus“, nicht aber solch ein fasses, blaßes, indifferentes Geschöpf, mit dem man nichts anfangen konnte!

Eben jetzt bildete die arme Hanna und ihre Unzulänglichkeit wieder einmal das Gesprächsthema der Geschwister. Man wollte auf einer kleinen, sehr anmuthig mitten im Walde gelegenen Wiese Kaffee kochen — Bruder und Schwester waren vorausgegangen, Hanna sollte nach abgebrochenem Mittagschlaf folgen.

Der Stubiosus der Medizin — momentan war Physiologie und Psychologie bei ihm „dran“, mit so wenig — 'n Zweigen der Wissenschaft gab er sich nicht ab, das mochte den „Herdenstieren“ genügen — hatte sich einen Zweig der Linde, unter welcher er hingestreckt im Gras lag, abgerissen und schlug damit nach den Fliegen, die ihn umsummten.

„Widerliches Geschmeiß! Wozu das nun da ist! Auch so 'ne geistreiche Einrichtung der allweisen Mutter Natur! Könntest dich nützlich machen, Elise, und mir das Gezeier abwehren helfen!“

„Fällt mir ein! Ich bin zu was anderem da, als um dir die Fliegen wegzujagen! Glaubst du übrigens, mich lassen sie in Ruhe? Ich hab' gerade genug mit mir zu thun!“

„Dann laß es also bleiben!“

„Sicher! Sei ganz ruhig!“

„Elise lag lang auf dem Rücken im Schatten einer gewaltigen Buche. Das Mädchen war hübsch gewachsen, hatte ein wohlgebildetes, weiß und rosiges Gesicht, blondes Haar und spöttisch blinzelnde, „wissende“ Augen. Der Bruder war Zug um Zug ihr Ebenbild. Stille ringsum. Kein Lufthauch in den Bäumen, kein Lufthauch im Gesträuch. Am blauen Himmel eine goldfunkelnde Sonne, von der Erde aufsteigend ein schwerer, warmer Duft nach Gras und wilden Blumen. Der große Pan schläft.“

„Du — Elise!“

„Um?“

„Wo sie bloß wieder bleibt? Nicht mal zur Zeit kommen kann so was!“

„Sehst du dich etwa nach ihr?“

„Wohin! Wenn ich mich nach etwas sehne, so ist's Kaffee!“

„Weißt du, was ich schon manchmal gedacht habe?“

„Rein! Wird wohl nichts Vernünftiges gewesen sein!“

„Ich hab' mir gedacht, du könntest dich am Ende in Hanna verlieben —“

„Ja? In diese — in diese — solche Frechheiten verbit' ich mir von dir, verstanden? Mir derartige Geschmackslosigkeiten zuzutrauen — 's ist wirklich die Möglichkeit!“

„Laß mich doch ausreden, Luß! Ich meine, so aus Langeweile — weil du doch hier nichts zu thun hast —“

„Thun! Thun! Wenn ich zwanzig Ostadtheften vollschreibe und zeig' sie dir auf, oder ich lerne zwei Kapitel aus irgend 'nem verrückten Medizinbuch auswendig und sag' sie dir her — dann hab' ich was gethan, nicht wahr? Was anderes zählt nicht für dein Spagengehirn, was? Vermaledeites Vieß, das sich einem immer wieder auf dieselbe Stelle mitten auf die Nase fest!“

Leistete höfliche Apoplexie galt einer zudringlichen Fliege. Der Student hieb wüthend mit dem Lindenzweig um sich.

„Und häßlich ist sie doch nicht!“ fuhr Elise unbedeutend fort.

„Wer? Die Hanna? Na, ich danke! Nichts von Formen — nichts von Farben —“

„Wird sie schon noch bekommen. Die Linien sind doch aufgeschritten!“

„Erbarmender Himmel, was thut' ich mit 'ner Linie? Re, die jetzige präraffaelitische Richtung ist nichts für mich! Heutzutage greift alles mit Wonne auf den alten Botticelli zurück — mir ist 'n ausgiebiger Rubens lieber!“

„So, ja! Na, den Typus wird unsere Hanna freilich nie repräsentieren! Dort kommt sie übrigens!“

„Wo denn?“ Luß richtete sich halb auf und schirmte die Augen mit der heißen Hand. „Ach, richtig, da! Schmal und weiß und dünn zum Zerbrechen! Nicht 'n Loth Fleisch auf den Knochen, nicht 'n Tropfen Blut im Leib! 'n Exzeptionist könnte vielleicht was damit anfangen — unfreier — nie!“

Nach diesem sehr energisch abgegebenen Glaubensbekenntnis sank der realistische Jüngling in seine bisherige Stellung zurück und nahm seinen Kampf mit den Fliegen von neuem auf.

Hanna trug ein Körbchen mit Geläd und eine Flasche Milch. Ein draßles Dorfmadchen schleppete einen Kessel mit Wasser und verschiedenes Porzellan in einem großen Korbe.

„Grüß Gott!“ sagte Hanna, als sie bei den Geschwister war. „Seh' nur alles hierher, Loni, und pad' die Sachen aus. So! Das Reissig zum Ansetzen wird der Herr Stubiosus zusammennehmen!“

„So?“ kam es ironisch von der Linde her. „Wissen Sie das so genau? Glauben Sie, der Herr Stubiosus ist zu nichts anderem da, als um trennbare Stoffe heranzuschleppen?“

„Ich hab' noch nicht darüber nachgedacht, wozu Sie sonst noch da sein

könnten!“ entgegnete Hanna ruhig. „Aber wer soll es sonst thun?“

„Weiß ich nicht! Gehst mich nichts an! Aber daß die Männer zum Dienst der sogenannten Damen da sind, dürfte doch am Ende überwundener Standpunkt sein!“

„Schön!“ sagte Hanna. „Dann trinten wir heute zur Abendessung mal keinen Kaffee!“

Sie setzte sich auf eine leichte Boden-erhöhung ins Gras, nahm den Hut vom Kopf und sah gleichmüthig in die Luft.

Der Stubiosus machte die Lippen spitz und blickte nach dem rundlichen Dorfmadchen, das sich zum Weggehen anschickte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stille der Natur.

Sorben erschien: „Ueber Naturschilderung“, von Fr. Kugel. Es ist das letzte Werk des kürzlich verstorbenen ausgezeichneten Geographen; wenige Tage vor seinem Tode hat Kugel das Buch vollendet und in dem Vorwort „allen Naturfreunden, besonders dem, die als Lehrer der Geographie, der Naturgeschichte oder der Geschichte den Sinn für die Größe und Schönheit der Welt in ihren Schülern wecken wollen“, gewidmet. Es strebt eine Erziehung zum Naturverständnis an, die durch die Kunst zur Natur, vom Lernen zum Sehen, vom Nachschaffen zum Mitfühlen, zum Selbsterleben führt. Hier sei aus dem reichen Inhalt des Werkes ein Abschnitt wiedergegeben:

Die Stille in der Natur ist ein ganz anderes Ding als die Ruhe, die wir mitten im Treiben der Menschen, etwa in einer abgelegenen Straße oder in dem zurückgelegenen Hofe eines Hauses, finden. Es ist nicht Stummheit, sondern nur Schweigen, und es ist auch kein dumpfes Schweigen, sondern ein reges. Von meinem kleinen Fenster in der westlich gelegenen Stube sehe ich in die Krone des Lindenbäumchens hinein, wo alles schweigt: jedes Blatt trägt wie eine Silhouette dunkel vor dem trüben Himmel. In einiger Zeit wird die Sonne ihre letzten Strahlen durch einen Spalt in den weichen Wolken herüberenden, dann werden die Blätter an den Rändern goldig schimmern und darauf violett oder fast schwarz vor der Glut der Abendkloster stehen. Später streift dann wohl ein leiser Hauch durch die Blätter und sie regen sich leise, als ob sie aufwachen. Ist das nicht wie ein Traum? Mit innigem Einverständnis lese ich in dieser Stimmung in Eben Hebins neuer Reisebeschreibung von der Stille der Tarimsteppe. „Das kleinste Geräusch kommt zum Bewußtsein: ein Sandstorn, das vom Uferand in den Fluß rinnt, eine Ente, die in einer Bucht schwimmt, ein Fuchs, der im Schilf raschelt.“ Und vom Lob Nor: „Der Wind allein verursacht Geräusch und Bewegung in dieser totenstillen Landschaft.“

Ein Tag voll Regen und Duft im Freien draußen macht den Eindruck der tiefsten Stille auf uns; wenn auch Geräusche an unser Ohr dringen, scheinen sie gedämpft zu sein, man weiß nicht genau, woher sie kommen, ob ihr Ursprung nahe oder fern liegt. Aber nicht bloß in der Verhüllung und in der Auflösung des Unterschiedes von fern und nah liegt der Eindruck der Stille, ihn bringt auch die Einförmigkeit der Gestalten und ihrer Farbentöne hervor. Wenn ein unbewegter Wasserpiegel uns mit dem Gefühl des Friedens erfüllt, schreiben wir das dem Gegensatz zum Tumult der Welten zu, den wir sonst an derselben Stelle wahrgenommen haben. Aber die Wiese in ihrem einförmigen und doch fröhlichen Grün, die Heide in ihrem Braun und Purpur sind auch Wälder der Ruhe, und doch regt sich tausendfaches Leben in ihrer Tiefe, so wie im Schlaf Leben und Traum miteinander gehen. Ist so nicht Adalbert Stifters Wort (im „Nachsommer“) von jener Stille zu verstehen, die zur Zeit der Rosenblüte weit mehr als zu jeder anderen auf den Feldern ist?

Eine Stille, die nur schweigt, weil das Ohr keine Töne aufzunehmen hat, gibt es in der Natur nicht. Wenn ich an einem Orte bin, wo ein großes Erchehen jeden Augenblick bereit ist, mich mit einer Fluth von Tönen zu umbrausen, empfinde ich keine Stille, sondern ich lebe in der Erwartung des Lebens, das sich regen wird, empfinde aber die Stille dieses Augenblickes doppelt stark. So ist es in der Natur, die, voll inneren Lebens, immer regeunbereit und darum noch in der tiefsten Lautlosigkeit bereit ist. Je mehr aber das fehlt, was das Sprechen in der Landschaft ist, desto stiller erscheint sie uns. Man könnte das Fehlen des Menschen und seiner Werke in der Landschaft als eine negative Affektion bezeichnen. Solche einsame Landschaften bewegen uns tiefer durch ihre Menschenleere, als sie sonst thäten: Wir suchen das Menschliche und finden es nicht.

Es gibt Landschaften, in denen immer Bewegung ist, und über anderen lagert Ruhe, auch wenn Bewegungen darin stattfinden. Wo Quellen und Bäche rauschen, ist Bewegung, wo Leben sich zusammenhängt, ist Bewegung. Ruhe bringen weite Wasserflächen, Moore, Heiden, tiefe Wälder. Bewegt ist die Natur der Gebirge und der Küsten, still die des flachen Landes und des offenen Meeres.

Eine der erhabensten Stillen in der Natur wohnt auf Bergeshöhen. Je weiter der Bereich, den ich mit dem einen Blick dort umfasse, um so ein-

facher komme ich mit vor, aber nicht um so kleiner; denn wer macht mir die Herrschaft über dieses Königreich von Eis, Schnee und Granitklippen freitig? Es ist mein Königreich, so weit mein Auge reicht. Nur ein Adler sehe weiter, der hoch über meinem Standpunkt schwebt, so wie Humboldts Kondor über dem Chimborazo. Es ist aber doch nicht dieselbe Einsamkeit wie auf der Waldwiese mit der blauen Blume. Im Fernblick erreicht die Natur die größtmögliche Freiheit von menschlichen Eingriffen und Zuthaten. Der Fernblick ist der Gipfel der objektiven Einsamkeit, so weit man sie auf der Erde überhaupt haben kann. Nur der Blick aufs Meer ist ihm verwandt, aber der Blick in den Weltraum steht noch darüber. Und wie aus aller Einsamkeit blicken auch aus dieser fragende Augen uns an. Wir denken an Goethes Wort an den Proden:

Du stehst mit unerforschtem Busen, Geheimnißvoll offenbar Ueber der erkaunten Welt Und schaust aus Wolken Auf ihre Reiche. (Hartzeile.)

Was Wunder, daß die Seele des Menschen sich vor so großen, einfachen Eindrücken endlich in einen Winkel zurückziehen möchte, wo sie nur einen verdrängten, ihrem inneren Wesen verwandten Streifen Welt überblickt?

In derselben Zeit, die den Schreden vor dem Hochgebirge überwand, erwachte auch in ganz verweirlichten Gemüthern der Sinn für die heilige Stille, der schon seit Jahrtausenden in Gläubigen rege gewesen war, die in der Einsamkeit Gott suchten. Das achtzehnte Jahrhundert hatte sich an den Naturautoren und an der lauten Natur gefreut — „ungeheuerer Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir und Wald und Gebirge erklang“, heißt es im „Werther“ — an einem Ende machte sich das Gefühl für die heilige Stille der Nacht und der Einsamkeit geltend. „Die Welt ist innerlich ruhig und still und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen will.“

hat zwar erst später der „Grüne Heinrich“ gesagt, aber empfunden und gelehrt hat dasselbe schon Winkelmann, der „die stille Größe“ in den Werken der Griechen entdeckte. Und Schiller sagte in der „Sublimation der Künste“: Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille;

Mit stillem Geist will es empfunden sein

und forderte vom Genie den Ausweis, daß es die verwickeltesten Aufgaben mit anspruchsloser Simplicität und Leichtigkeit löse.

Dazu ein ganz äußeres Zeichen: Daß man Bäche und Wasserfälle, das das Tagesgeräusch überhört, in der Nacht hört, war eine der großen Entdeckungen der Dichter dieser Zeit. Es sind dann noch manche Entdeckungen der Art auf diesem Felde gemacht worden: der sein empfindende Dichter des „Nachsommer“ spricht auch von der Stille der blühenden Felder und vergleicht sie mit der des Hochgebirges, „aber sie war nicht so einsam, weil man überall von der Geselligkeit der Pflanzungen umgeben war.“

Ingenuerleistungen des Alterthums.

In Ägypten findet man die größten Denkmäler der Welt, und sie werden es wahrscheinlich für alle Zeiten bleiben. Wahrscheinlich werden wir nicht wieder ein Gebäude sehen, das wie die Pyramide von Gizeh aus sieben Millionen Tonnen Steinen besteht, und es wird lange dauern, ehe wir ein Bewässerungsreservoir von größerem Rauminhalt wie den Mörissee haben, der 11,800 Millionen Tonnen Wasser zwischen den hohen und niedrigen Wasserstandszeichen hielt. Wie das Labyrinth war, wissen wir nicht, aber Herodot hielt es für ein größeres Wunder als die Pyramiden, wenn auch für ein kleines als den Mörissee. Ferner gibt es eine Nachricht, daß in der dunklen Vergangenheit der Nil am Fuße der libyschen Berge floß, und daß sein Lauf in das jetzige Bett abgelenkt wurde; falls dieser Bericht wahr ist, so war das ein Werk von riesiger Größe.

Die Ingenieure der Vergangenheit beherzigten die Naturkräfte in großem Maßstabe. Vor allem thaten sie sich in dem Transport und der Handhabung großer Lasten hervor. Unter den hauptsächlichsten Beispielen dieser Art befinden sich die Säulen des Karnaktempels. Einen Steinblock in einem entfernten Steinbruch zu schneiden, ihn zu einem Zylinder von 12 Fuß Durchmesser zu verarbeiten, den Nil hinunterzuführen, ihn zu landen und ihn auf eine Säule von ähnlichen Steinen, die im ganzen 60 Fuß hoch ist, zu bringen, war kein kleines Unternehmen.

Eine noch schwierigere Leistung war der große Obelisk, der jetzt in Rom steht und der 108 Fuß hoch ist und 450 Tonnen wiegt. Die größte That der ägyptischen Ingenieurkunst war indessen die Kolossalstatue Ramses' des Zweiten in Theben. Sie besteht aus einem einzigen Block aus rothem Granit von 60 Fuß Höhe, dessen Gewicht auf 887 Tonnen geschätzt wird. Dies sind bekannte Beispiele der Ingenieurkunst der Alten, auf die jeder moderne Ingenieur stolz sein könnte. Man muß freilich daran denken, daß sie mit großer Mühe ausgeführt wurden. Die Stadt Theben wurde 2000 Jahre lang gebaut, und es machte natürlich nichts aus, wenn ein Jahr gebraucht wurde, um einen Obelisk aufzustellen.